

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 23 (1981)  
  
**Artikel:** Das Haus  
**Autor:** Peer, Oscar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-555617>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Haus

*Erzählung von Oscar Peer*

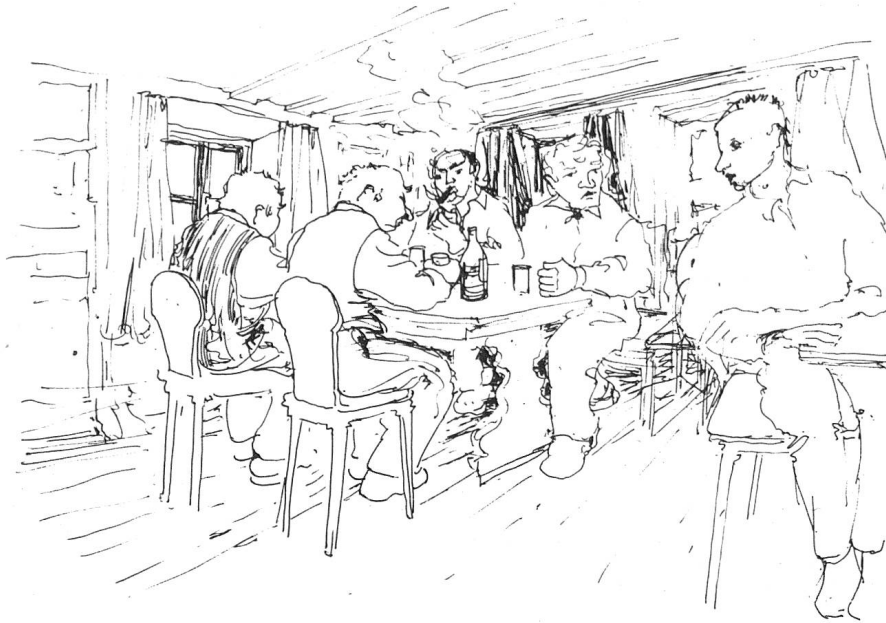
*(Federzeichnungen von Verena Zinsli-Bossart)*

Im hintersten Dorf des Bergtals haben sie ein Begräbnis. Das Dorf ist nicht sehr gross, vielleicht vierzig Häuser mit Scheunen und Ställen. Da drüben sieht man den bescheidenen Friedhof, darin die Leute, – ein dunkler Haufe vor der weissen Kirchmauer. Etwas Geläute dringt über den Fluss, ziemlich heiser, bald nah, bald fern, je nach den Launen des Windes.

Sie bestatten Josef Fluri, einen alten Trinker. In den letzten Jahren sah man ihn meistens im «Sternen». Selbst an blauen Sommertagen, wenn die Heufuder vom Feld hereinwankten, sass er dort im kühlen Schatten. Er trank den teuren Kräuter, den er nicht bezahlen konnte und der langsam in der Stille eine verhängnisvolle Schuld wachsen liess.

Die Seile surren, der Sarg wird ins Grab gesenkt. Ein Mann tritt etwas nach vorn – gegen vierzig, stämmig; er trägt ein bescheidenes graues Kleid, während fast alle andern in Schwarz sind – Kasper Fluri, der Sohn, der jetzt allein zurückbleibt. Die Mutter starb vor zehn Jahren, einige Zeit nachdem Domenik, Kaspers jüngerer Bruder, spurlos verschwand. Er steht etwas steif da, in seinem grauen Loden, Hände vorn übereinander. Er weint nicht, mit vierzig hat man das verlernt. Nur das Gesicht ist etwas geweitet, etwas verloren, man starrt so vor sich hin wie in einer blöden Betäubung. Als es vorbei ist und sich die Leute langsam entfernen, bleibt er noch einen Augenblick vor dem Grab. Bartel, der kleine stoppelige Totengräber (auch Nacht-





wächter und Messmer), hat sich gleich ans Zuschaukeln gemacht, mit solchem Eifer, dass er Kasper mit dem Werkzeug fast unter die Schuhe greift. Er bekommt nach jeder Beerdigung einen Imbiss und einen Halben; das ist Brauch.

Kasper wäre froh, niemanden mehr zu sehen. Doch draussen stehen sie noch auf dem Platz. Vielleicht würden sie ihm gern noch die Hand drücken und etwas sagen. Doch er geht vorbei, ohne sich umzusehen. Sie schweigen, er sieht sie als dunkle Flecken auf den Seiten. Eine Frau grüsst leise; er nickt ohne zu sehen.

Begleiten wir ihn ein Stück weit, bis in die Talmulde ausserhalb des Dorfes, wo er zuhause ist. – Im Herbst sind die Felder sehr weit; sie dehnen sich hin in einem bräunlichen Schimmer. Da und dort weiden Schafe oder Ziegen, auf einem Acker brennen Kartoffelstauden, eine Rauchfahne verträumt sich darüber. Man sieht Sträucher, die ganz rot sind; die Lärchen durchsetzen den Tannenwald mit gelben Flammen. Oben ragen die Höhen schon mit neuem Schnee in den blauen Himmel.

Die Leute kommen langsam ins Dorf zurück, grüppchenweise. Die Bauern stehen eine Weile vor dem «Sternen», der am Wege liegt. Dann kehren sie ein. Da ist Jöri Nogler, der Wirt, der sozusagen alle Ämter verwaltet, die es zu verwalten gibt; er ist Gemeindepräsident, Schulrat, Feuerwehrkommandant.

Kassier ist freilich ein anderer, der ihm jedoch die Arbeit und die Rechnerei gern überlässt. Vom Geld versteht Jöri mehr als alle zusammen. Die Männer sitzen hinter den Tischen, mit ihren eckigen Schultern an der Wand, trinken Veltliner und rauchen. Sie plaudern, was Bauern so plaudern, – die Kartoffeln, die Märkte, Jahreszeit und Viehpreise. Wird es bald schneien? – Jaja. –

Der Wirt sitzt etwas abseits, hört so mit halbem Ohr zu und schweigt. Er hat ein mageres Gesicht, er ist oft wie abwesend, auch wenn man mit ihm spricht. Manchmal hört er nicht alles, was man ihm sagt; manchmal aber hört er ausserordentlich gut. Am linken Auge hat er oft ein nervöses Zucken.

Einmal (vielleicht hat er darauf gewartet) fällt die Rede auf Josef Fluri, den sie soeben beerdigt haben, und auf dessen Sohn Kasper. Kasper hat kein Totenmahl gestiftet, was man ihm kaum übelnimmt. Er steckt nämlich tief in den Schulden, das wissen sie alle. «Einige Tausend», meint jemand; «mindestens zwanzigtausend!» – Der Wirt lächelt nur. «Jaja, mindestens zwanzigtausend...» Man schweigt, wenn er redet; man wendet sich ihm zu, einige rücken mit dem Stuhl näher. Zahlen sind immer interessant, Schulden sind spannend. Dabei hat man natürlich Mitleid, versteht sich. Der Wirt tut, als möchte er heute lieber schweigen, aus Pietät.

Doch da ihn alle anschauen, mischt er sich ins Gespräch. Schliesslich ist er ihr Obmann, ihr Faktotum. Er zählt auf: «Zweitausendvierhundertfünfzig gab ihnen die Gemeinde, als die Frau im Spital lag; fünftausend Franken Schulgeld für Domenik, der sich dann davongemacht hat; zwanzigtausend für Haus und Hof, die sie nicht bezahlen konnten – selber hatten sie knappe zehntausend abbezahlt; den Rest gab die Gemeinde, und sie haben der Gemeinde bis auf den heutigen Tag nicht einen Fünfer zurückerstattet. Nicht einen Fünfer!» Nach einer Pause, etwas verhaltener: «Dann kommt noch das hinzu, wovon ich eigentlich lieber schweigen möchte, was der gute Mann hier getrunken hat, hier in dieser Ecke zwischen Tür und Fenster. Jahrlang. Und immer Kräuter. So ist das.»

Sie hören ihm zu, nicht ohne Respekt; wenn einer all die Zahlen im Kopf hat und sie einfach so hersagen kann! Im übrigen ist Jöri Nogler die Ruhe selbst. Er spricht gelassen, sachlich; ereifert sich höchstens ein wenig, als jemand einwendet, man soll heute den armen Toten in Frieden lassen: «Jaja!» sagt er. «Ich gönne ihm seinen Frieden schon, ich bin kein Unmensch. Doch Geld ist Geld und Schulden sind Schulden. Die kann man nicht begraben. Er hat Jahre lang fröhlich drauflos getrunken, ohne zu zahlen. Anfangs sagte er noch: ‚Aufschreiben!‘ – nachher sagte er nicht einmal das, der Humorist. Stimmt’s nicht, Jolanda? Jolanda ist jetzt sechs Jahre hier, und sie hat alles aufgeschrieben. Hat er dir jemals etwas bezahlt, Jolanda? Keinen Rappen! Und nur Kräuter wollte er. Ich hätte da einen vorzüglichen Schnaps, der um einiges billiger ist. Doch er wollte Kräuter; er sagte, es sei wegen der grün-gelblichen Farbe. Ich riet ihm, Wermut zu trinken. ‚Nein, das ist Sirup, meinte er, das brennt nicht im Innern, das lässt nicht vergessen!‘ – Immer wollte er vergessen.»

Nach einem Schweigen: «Wir werden unser Geld zurückhaben müssen. Es geht nicht um mich, du lieber Gott, was liegt an mir! Es geht um die Gemeinde, um uns alle. Ihr wisst, was wir für Ausgaben hatten, die brauch’ ich nicht aufzuzählen. Die Kosten steigen an, die Schulden nehmen zu, unsere Kasse ist sozusagen

leer.» – Da sie alle schweigend zuhören, meint er, etwas heiser und so verhalten, dass man ihn zuunterst am Tisch fast nicht mehr hört: «Ich sehe keine andere Lösung, als dass er, das heisst Kasper, sein Haus und sein Land, was er in Gottes Namen nicht bezahlen kann, der Gemeinde verkauft.»

Ein Weisshaariger meldet sich, Felix: «Du willst hoffentlich den armen Teufel nicht aus seinem eigenen Haus vertreiben?»

«Was heisst hier vertreiben? Wir jagen ihn nicht davon. Wir geben ihm die zehntausend Franken, die seine Eltern für den Hof damals zahlten; wir geben sogar noch ein bisschen mehr, sagen wir zwölftausend. Er kann bequem bei den Hirten wohnen, oder er kann sich etwas anderes kaufen.» «Mit zwölftausend Franken? Suchst du ihm etwas anderes? Und was soll die Gemeinde mit der alten Hütte anfangen? Im übrigen sagst du selber, unsere Kasse sei sozusagen leer.»

Jöri scheint zu überlegen, schaut vor sich hin, dann ganz ruhig: «Jaja, ich weiss. Man müsste zudem auch alles renovieren; das Haus ist alt, – aber ein Fremder sagte mir, es sei eines der eigenartigsten Häuser im ganzen Tal, etwas ganz Besonderes, ich weiss nicht warum.»

Draussen wird es Abend, die Männer sitzen bereits im Halbdunkel. Der Wirt sagt, in einer Anwendung von Grosszügigkeit: «Wenn ihr wollt, und wenn’s nicht anders geht, könnte ich ja das Haus erwerben, für mich.» Die Bauern schauen einander ins Gesicht. Jöri blickt hinweg, kratzt sich ein wenig die Wange: «Wenn es jemand von euch übernehmen will, bin ich selbstverständlich nicht dagegen, ist doch klar!» (Er weiss, dass sie nichts haben, die Schlucker). «Ich würde es einzig nehmen, um der Gemeinde einen Dienst zu erweisen. Es ist traurig, dass die Dinge heute zur Sprache kommen, nachdem wir soeben unseren lieben Josef zur Ruhe gebracht haben. Im Grunde war er ein lieber Kerl. Wenn ich jeweils hereintrat und ihn hier vor seinem Kräuter sitzen sah, da freute ich mich jedesmal. Wir plauderten stundenlang. Nur will es das Schicksal, das heisst ihr wollt es, dass ich euer Sachverwalter bin. Wir können unser mageres Geld nicht einfach verschenken, können Schul-

den nicht streichen. Ich fühle mich verantwortlich, meine Pflicht ist mir heilig. Bitte, wenn einer von euch bereit ist, meine Ämter zu übernehmen, lege ich sie ihm sofort hier auf den Tisch. Ich sehne mich schon lange danach, wieder einmal in Ruhe schlafen zu können!»

Darauf hat keiner etwas zu entgegnen. Ämter hassen sie wie die Maul- und Klauenseuche. Sie schweigen. Man vernimmt höchstens etwas Gemurmel. Dann ruft man Jolanda. Sie erscheint, zündet das Licht an. Die Bauern greifen mit der Hand in die Tasche, um zu zahlen. Doch der Wirt, aufstehend: «Lasst das heute sein – das bisschen Veltliner.»

Sie blicken sich um, versorgen wieder ihre Beutel. Ein einziger nimmt ein Geldstück heraus und legt es laut auf den Tisch, dass es alle hören. Es ist Christian Lemm, der Stotterer, der Breitschulterige mit dem kurzen Haar, Kaspers Altersgenosse. Er kann vor den Leuten nicht reden, weil er die Worte nicht herausbringt. Als die Duckmäuser den Raum verlassen, nähert er sich dem Wirt, der mit Jolanda schweigend die leeren Gläser einsammelt, tritt auf ihn zu, so dass sich ihre Gesichter fast berühren. Jöri zieht den Kopf etwas zurück. «Was hast du?» Christian nickt ihn bloss an, mit einem grimmigen Gesicht, hinter dem sich die Worte stauen, und sagt: «Bravo!» – «Was bravo?» – «Du weisst, – weisst schon, was ich meine. Du weisst wie – wie man das macht!»

\*

Noch bevor zwei Wochen um sind, findet eine Gemeindeversammlung statt. Alle sind erschienen, ausser Kasper. Ein paar unwichtige Geschäfte werden in Eile erledigt. Wichtig ist im Moment nur die Frage: Wie kommen wir zu Geld, wie sparen wir Geld, wie bezahlen wir Schulden? Jöri braucht ein paarmal das Wort «sanieren», das einzelne nicht kennen.

Dann steht Kasper Fluri zur Diskussion – Kasper mit seinem Haus und mit seinem Stück Land, welches an Jöris Wiesen grenzt.

Man habe unterdessen mit ihm gesprochen, erklärt der Wirt. Kasper sei nicht in der Lage, die ihm von seinen Eltern hinterlassenen Schulden zu zahlen. Nach den Erklärungen des Be-

treibungsbeamten müsste es bald zum Konkurs und zur öffentlichen Versteigerung der Liegenschaft kommen. Um aber lange Umtriebe zu vermeiden, anbietet sich der Wirt, besagte Liegenschaft für sich privat zu erwerben und der Gemeinde ihr altes Guthaben von siebenundzwanzigtausendvierhundertfünfzig Franken plus Zins auszusahlen. Sofern sein Vorschlag angenommen wird, was er angesichts der prekären Lage von ganzem Herzen hofft, ist er sogar bereit, den Betrag von sechstausendachthundertvier Franken und vierzig Rappen, die ihm der Verstorbene für Getränke, Brissagos und Toscanis schuldet, dem Sohn Kasper zu erlassen, damit der arme Sohn nicht sein Leben lang an den Sünden seiner Eltern zu leiden habe.

Die Bauern finden, dass der Wirt am Ende besser ist, als man oft von ihm sagt. Und reden kann er, das muss man ihm lassen! Keiner ergreift das Wort. Man schaut umher und nickt. Rudolf Felix, der Weisshaarige, schüttelt zwar den Kopf vor sich hin, schweigt aber ebenfalls.

Hingegen hält unerwartet Christian Lemm, der Stotterer, die Hand in die Höhe und steht auf. Es ist noch nie geschehen, dass er in einer Versammlung das Wort ergriffen hat. Er steht da, blickt sich kurz um, macht eine Bewegung mit der Hand, wie jemand, der genau weiss, was er zu sagen hat. Man ist sehr gespannt. Er sagt: «Ich – ich will euch – ich – will euch. – Es ist eine – eine Gemeinheit –.»

Weiter kommt er nicht, die Worte bleiben ihm an der Zunge hängen. Er grimassiert, als müsste es ihm gelingen, seine brennenden Sätze aus sich hinauszuschleudern. Einer ruft ihm zu: «Christian, du musst ein Wort wählen, das alles enthält, zum Beispiel Lumpenbande oder Amen.»

Christian setzt sich, Wut und Scham im Gesicht. Eine Weile herrscht Stille, es lacht auch niemand. Dann steht er auf und verlässt den Raum. Die Versammlung geht zu Ende. Kasper wird Haus und Hof verkaufen müssen.

Abends spät sitzt der Wirt noch eine Weile allein in seiner Wirtschaft. Er trinkt ein Glas Weisswein, blickt vor sich hin und trommelt mit den Fingern auf den Tisch.



Als er zu Kasper hinausgeht, nimmt er Michel und Thom mit. Kasper ist riesenstark. Es passiert auch, dass er hie und da Zornanfälle bekommt, wie alle Sanftmütigen.

Kasper sitzt am Fenster, als er die drei Männer kommen sieht. Sie steigen da den Pfad zu seinem Haus herauf – Jöri Nogler voran, die zwei Begleiter schweigend hinter ihm her. Er zieht sich rasch vom Fenster zurück, geht zur Türe, bleibt stehen und horcht. Jetzt ihre Schritte unter dem Fenster vorbei. Dann wieder Stille . . . Vielleicht kommen sie gar nicht zu mir, denkt er. Die Glutwelle verschwindet langsam wieder. Doch dann hört er die Haustüre, Schritte durch den Flur. Sie klopfen an und kommen herein. Der Wirt versucht, ein freundliches Gesicht zu machen, sein linkes Augenlid zittert. Michel und Thom stehen etwas bleich hinter ihm.

«Was wollt ihr?»

«Nichts Schlimmes. Ein bisschen schauen, wie es dir geht. Du bist immer so einsam da draussen in deiner Mulde. Solltest ein bisschen unter die Leute geh'n, sonst wirst du noch menschenscheu!»

«Und um mir das zu sagen seid ihr gekommen?»

Der Wirt grinst. «Natürlich nicht nur das, aber auch das. Ich meine es gut mit dir, wirklich! Die Einsamkeit ist ungesund.»

«Und das Geld, ist das gesund? Du willst Geld! Du willst, dass ich die Schulden meiner Eltern bezahle!»

«Ja und nein», sagt Jöri. «Ich will dir die Sache genau erklären. Also: ich werde dir die Schnäpse und alles andere, was dein lieber Vater bei mir jahrelang konsumiert hat, schenken. Verstehst du? Du bist ein intelligenter Kerl, ich nehme an, du weisst, dass das etliche tausend Franken sind. Ich erlasse dir die gesamte Schuld – aus reiner Menschlichkeit.»

Kasper fragt: «Und wenn ich gewillt bin, dir alles zu zahlen?»

«Nein, du zahlst nicht! Du zahlst keinen Fünfer!»

«Warum nicht?»

«Weil ich's nicht will, verstehst du?, weil ich's nicht will!»

«Warum schreist du?» fragt Kasper.

«Ich schreie nicht.»

«Doch, du schreist. Was hast du mir eigentlich zu sagen?»

Sie schweigen. Jöri ist bleich, Michel und Thom stehen verlegen bei der Türe.

«Höre Kasper», sagt der Wirt, «jetzt reden wir einmal ganz vernünftig miteinander. Von Mann zu Mann. Ich will doch nur dein bestes! Also nochmals, ich erlasse dir die Schuld . . .»

«Aus Menschlichkeit.»

«Unterbrich mich nicht! Bitte, unterbrich mich nicht!» Der Wirt dreht sich um, blickt die zwei andern an. Dann aber erklärt er, mit einer Stimme, die auf einmal ganz hart ist und spröde wie Glas:

«Du musst das Haus hier verlassen. Du musst es uns verkaufen. Die Gemeinde verlangt endlich das Geld, das sie euch gegeben hatte. Das sind über siebenundzwanzigtausend Franken, ohne Zinsen. Wenn du sie nicht zahlen kannst, musst du eben das Haus verkaufen. Oder es kommt zum Konkurs und dann geht es dir noch schlechter – das sagt auch der Betreibungsbeamte. Verstehst du?»

Kasper versteht so gut, dass es ihm vor den Augen dämmert. Der hagere Kerl hier vor ihm wird zu einem verschwommenen Gespenst, und was er noch weiter sagt, tönt wie Scherbengeklirr. Als der Wirt endlich schweigt, entgegnet er heiser: «Das könnt ihr doch nicht tun. Ihr könnt mir doch nicht mein Haus und meinen Boden wegnehmen.»

Jöri zuckt die Schultern. «Da ist leider nichts mehr zu wollen. Man kann die Vergangenheit nicht streichen. Ich werde das Haus kaufen, ich gebe dir die zehntausend Franken, die ihr damals an das Haus bezahltet, – ich gebe dir sogar noch etwas mehr, und erlasse dir zudem die Wirtshausschuld deines Vaters.»

«Ich werde euch alles zurückbezahlen, dir und der Gemeinde», sagt Kasper; «ich werde euch jeden Fünfer auf den Tisch legen!»

«Und woher willst du das Geld nehmen?»

«Ich werde verdienen. Vielleicht hilft mir auch jemand.»

«Glaubst du? Ich sage dir, niemand wird dir helfen.»

«Wie willst du das wissen?»

«Ich weiss es. Die haben alle nichts, und die geben dir nichts. Versuch's doch einmal! Du stehst völlig allein. Nein, nein, denke nicht daran. Du kannst natürlich noch eine Zeitlang hier

bleiben, heute schmeissen wir dich nicht hinaus. Wir sind keine Unmenschen.»

Kasper sitzt da. Der Wutausbruch, den sie befürchtet hatten, ist nicht gekommen. Er starrt wie betäubt durchs Fenster. Einer der zwei andern klopft ihm auf die Schulter: «Kopf hoch!»

Dann trippeln sie still und wortlos aus dem Haus.

\*

Er sitzt lange da. Nun ist es Abend, die drei Lärchen werfen schon lange Schatten. Da unten sieht man die Wiese, ringsherum den Zaun, den schiefen Holzschopf. Der Traubenkirschbaum schmiegt sich an die Mauer. Als Knaben kletterten er und Domenik an ihm hinauf und stiegen durchs Fenster ins Schlafzimmer. Die Scheune ist noch braun wie je, beim Dach fliegen Vögel ein und aus, der Brunnen plätschert ununterbrochen . . . Er versteht nicht, dass sich da plötzlich etwas verändert haben sollte.

Der Alte freilich ist nicht mehr da, das ist die grosse Veränderung! Noch vor einigen Wochen hörte man seine Stimme, etwa im Stall, wenn er mit den Schafen und den Ziegen fluchte. Beim Essen war man zu zweit. Sie sprachen nicht viel. Nach dem Nachtessen ging der Vater meistens in den «Sternen». Er schämte sich immer ein wenig, weil er schon am Nachmittag dort gewesen war und weil man wusste, wie er heimkam. Er stand dann ächzend vom Stuhl auf, kratzte sich hinter dem Ohr, fragte: «Wo zum Teufel habe ich wieder meine Pfeife?» Und dann: «Ach, ich glaube, ich gehe noch ein bisschen ins Dorf. Was machst du? Bleibst du zuhause? – Also, dann geh' ich. Ich bleibe heute nicht sehr lange, spätestens um zehn bin ich da.»

Nach Mitternacht hörte man seine schleppenden Schritte, hier unter dem Fenster. Vor der Treppe blieb er stehen und wartete. Dann rief er – er hatte, trotz allem, bis zum Ende eine kräftige Bassstimme: «Hallo! Kasper! Bist du da? Öffne mir die Türe!» (was zu bedeuten hatte: trag mich die Treppe hinauf). Kasper stieg hinunter und half ihm. Oft schalt er ein bisschen: «Bist wieder einmal geladen, Herrgott nochmal! Dass du's nicht lassen kannst! Man riecht dich eine Viertelstunde bevor du da bist!» Der Alte keuchte, von Stufe zu Stufe sagte er: «So! Hop!

Hopla, Junge!» als läge es an diesem statt an ihm selbst. Sass er endlich in der Stube auf der Bank, so blickte er umher, streichelte sich den Bart, worauf meistens ein verhaltenes, den ganzen Körper schüttelndes Lachen über ihn kam. Bei ihm wirkte es eben so. Kasper wärmte ein wenig Kaffee, hielt ihm die Tasse an den Mund. Der Alte trank, lehnte sich dann zurück. «Du hast recht», sagte er, «man sollte nur Kaffee trinken. Es gibt nichts Besseres als Kaffee!» Später, wenn er im Bett lag, vernahm man eine Weile ein unbestimmtes Gefasel, dann seine gepressten Atemzüge . . .

\*

Kasper dreht sich um; er sieht, dass die Dämmerung ins Zimmer geschlichen ist. Im Herbst nachtet es schnell. Es ist still, das Schweigen des Hauses dringt zu ihm herein. An der Wand sieht er die zwei Vierecke der Elternbilder, deren Gesichter kaum mehr zu erkennen sind.

Heute abend liegt er lange wach im Bett. Der Föhn bläst durch die Schindeln des Daches, treibt dürres Laub über den Platz. Wenn Kasper von Zeit zu Zeit einschläft, glaubt er Stimmen oder Schritte zu vernehmen. Er hört, wie es ein Uhr schlägt, dann zwei Uhr. Erst viel später legt sich der Wind, dann beginnt es zu regnen. Das eintönige Geriesel beruhigt ihn, und endlich naht der Schlummer.

Er träumt von seinem Bruder Domenik, der spurlos verschwunden ist. Zuerst sieht er ihn am Fuss einer Felswand liegen, mit ausgebreiteten Armen und zurückgesunkenem Kopf. Das hatte Mutter immer geahnt, dass er irgendwo zu Tode gestürzt ist. Doch später sieht er Domenik über das Feld daherkommen, in einem farbigen Anzug, dessen Goldknöpfe in der Sonne glänzen; er schreitet ganz leicht, wie den Boden kaum berührend, er winkt ihm von weitem zu; Kasper ist auf einmal sicher, dass Domenik aus einem fernen Land heimkommt und sehr reich geworden ist.

Er schläft bis in den Morgen hinein. Es weckt ihn das dumpfe Horn des Hirten. Er steht auf und schaut zum Fenster hinaus. Nebelschwaden schweifen am Berg dahin, der Himmel zeigt dunkelblaue Flecken.

Nach dem Morgenessen zieht er ein sauberes Hemd an, seine graubraune Jacke. Er schliesst die Türe, versteckt den Schlüssel. Jedoch nach einigen Schritten bleibt er stehen und überlegt; er kommt zurück und nimmt den Schlüssel in die Tasche. Dann macht er sich auf den Weg, talauswärts, nach Salön. Nicht auf der Hauptstrasse, wo man den Leuten begegnen würde, sondern auf dem Pfad, der an den Sümpfen vorbeiführt. Er schreitet dahin, rasch ausholend, breitschultrig, mit seinem Filzhut. Hie und da erkennt man ihn fast nicht, er verliert sich in der bräunlichen Landschaft; dann sieht man ihn wieder hinter Sträuchern dahingehen, man sieht den Hut und die Achseln. Irgendwo nimmt er Anlauf und setzt mit einem Sprung über eine schimmernde Pfütze hinweg.

In Salön wohnen seine Tante Henriette und Johanna, ihre Stieftochter. Seit dem Tode Antons, dem Vater Johannas, ist er oft bei ihnen. Er verrichtet für sie allerlei Arbeiten, rüstet Holz für den Winter, bestellt mit Johanna den Kartoffelacker. Er liebt Johanna, seit langem, und er hätte sie gern geheiratet. Jetzt ist sie mit einem andern verlobt, mit einem Bauernsohn, der viel jünger ist als er. Vor allem viel reicher. Ein reicher Bräutigam, dazu Johannas Vater, der ebenfalls reich war – das weiss man; sie hat ein Kapital geerbt, sie hat Geld auf der Bank. Heiraten wird sie ihn nie, das weiss er nun, doch vielleicht wird sie ihm helfen.

Kasper wird den Tag nie vergessen, da er und Johanna sich küssten. Er mähete ihre Bergwiese. Am Mittag brachte sie ihm das Essen hinauf; sie erschien mit einem Korb und einer Kaffeekanne. Es war Mitte August, der Himmel wolkenlos, die Magerwiesen voll Insektengezirp. Sie assen unter einem Holunderstrauch. Johanna trug ein Kleid aus blauem Leinen, ein rotes Halstuch; Arme und Beine waren sonnengebräunt. Er hätte ihr gerne gesagt, wie schön er sie fand. Da war dieser Kaffee, den sie zusammen an einer Feuerstelle wärmten, der Duft des Rauches, dann der Duft des Grases. Nach dem Essen blieben sie lange sitzen. Er lag auf dem Rücken, Hände unter dem Kopf. Einmal nickte er ein. Als er erwachte, sah er, wie sie seine Pfeife mit einem Halm putzte und dann mit Tabak stopf-



Anny Meisser-Vonzun: Kinderbild



te. Das Haar fiel ihr ins Gesicht. Er schloss wieder die Augen. Nach einer Weile begann sie, ihm mit einem Grashalm den Mund zu kitzeln. Er verzog keine Miene. Als er hierauf die Augen öffnete, war ihr Gesicht ganz nahe; er sah diesen Mund, dieses spöttische Lächeln. Er schlang seine Arme um sie, wollte sie küssen. Doch sie sprang blitzschnell auf die Füsse. «Was fällt dir ein?» rief sie. «Weisst du nicht, wie man sich benimmt? Steh sofort auf und gehe an die Arbeit, das Heu ist ganz dürr!»

Er stand auf, noch etwas schwindlig im Kopf. Sie rechten das Heu zusammen, fassten es in grosse Blachen ein. Dabei wechselten sie stundenlang kein Wort, als hätten sie jetzt Streit miteinander. Abends schleppten sie die vollen Bündel bis zuunterst, wo sie ein Nachbar mit seinem Wagen und seinem Schimmel abholen sollte. Zuletzt hatte er ihr ziemlich schroff gesagt: «Du darfst meinetwegen ruhig nach Hause gehen, ich kann schon allein hier warten; ich bleibe ganz gern allein.»

Sie ging nicht. Kasper setzte sich, zündete eine Pfeife an und lehnte sich mit dem Rücken an eines der Heubündel. Einmal sah er Johanna am Waldrand, wo sie Beeren oder Blumen zu suchen schien. Dann sass sie auf einer Anhöhe, mit dem Kopf auf den Knien, den Abendhimmel betrachtend. «Ein feiner Engel du!» dachte er.

Später merkte er, dass sie sich näherte. Er schaute hinweg, stopfte sich noch eine Pfeife. Doch eben als er sie anzündete, wurde das Heubündel, an dem er lehnte, ruckartig fortgerissen und über ihn, wie er so mit Pfeife und Flamme hinfiel, umgeworfen. Er kroch hervor, richtete sich auf. Johanna ergriff einen Rechen, um ihn von sich fernzuhalten; dabei traf sie seinen Kopf. Er riss ihr den Rechen aus der Hand, sie stolperte, sprang wieder auf und entflo; eine Weile rannten sie in der Dämmerung umher, bis er sie endlich erwischte und festhielt. Sie keuchten beide; er spürte das Pochen an ihrer Brust, sie war so ausser Atem, dass sie nicht mehr den Versuch machte, sich aus seinen Armen zu befreien.

Als das Fuhrwerk bei hereingebrochener Nacht endlich erschien, hörten sie es fast nicht.

Sie befanden sich zwischen den grossen Heuballen, wo es warm war wie in einem Kämmerlein. Plötzlich vernahm man dieses gedämpfte Getrappel, ein Schnauben, durch die Dämmerung trabte ein weisses Pferd daher. Johanna huschte ihm aus den Armen und verschwand. Kasper richtete sich auf. Der Nachbar sprang vom Wagen herunter und entschuldigte sich, dass man so lange auf ihn hatte warten müssen.

«Das hat doch nichts zu sagen!» meinte Kasper; «einmal kann sich jeder verspäten.»

Während sie miteinander die Heubündel auf luden, spähte er umher. Sie war fort. Erst als er hinter dem wankenden Fuder den Berg hinunterstieg und einmal wieder zurückschaute, sah er sie in einiger Entfernung, mit einem Korb am Arm, mit dem Rechen auf der Schulter; sie folgte ihnen in der Dunkelheit, während hinter ihr ein grosser gelber Mond emporstieg.

Lange hoffte er, das Erlebnis würde sich wiederholen, in irgend einer Form. Doch es war umsonst. Johanna blieb freundlich und unnahbar. Vielleicht war sie schon damals mit dem andern verlobt. Der Tag blieb unwiederbringlich.

Als er nach Salön gelangt, sieht er Johanna in ihrem Garten. Sie läuft barfuss im Gras umher, Birnen und Äpfel auflesend. Sie bemerkt ihn dort hinter dem Zaun, richtet sich auf und winkt. Dann nimmt sie ihren Früchtekorb und kommt damit durch den Garten daher. Sie schaut ihm fragend ins Gesicht. «Fehlt dir etwas?» fragt sie; «du bist ganz bleich.»

«Ich suche jemanden, der mir Geld gibt.»

«Geld? Willst du fortgehen?»

«Nein, nein. Ich sollte meine Schulden bezahlen, so schnell wie möglich. Sonst nehmen sie mir das Haus weg.»

Sie steht da, ihren Korb mit beiden Händen haltend.

«Stimmt denn das wirklich? Man hat es uns erzählt. Aber das können die doch nicht tun, so etwas ist doch nicht erlaubt!»

«Erlaubt oder nicht», sagt er, «sie werden es tun.»

Dann fragt sie: «Wieviel solltest du haben?»

«Ziemlich viel . . . Aber ihr müsstet mir ja nicht alles geben, den Rest finde ich vielleicht

anderswo. Ich würde natürlich alles zurückzahlen.»

Sie führt ihn ins Haus. «Komm», sagt sie, «komm mit mir.»

Henriette muss im oberen Stockwerk sein, man hört ihre Schritte. Johanna wirft ihre Schürze auf einen Stuhl, eilt die Treppe hinauf. Kasper sitzt da, mit dem Pochen in seiner Brust. «Ich habe es ja gewusst», denkt er. «Die werden Augen machen, wenn ich eines Tages mit dem Geld erscheine! Ich werde sagen: Meine Herren, da habt ihr euer Geld! Bitte unterschreiben! Und dann bringst du mir Kräuter, Jöri, eine ganze Flasche . . . Ich werde mich in eine Ecke setzen, dort wo mein Vater sass, ich werde trinken und rauchen, bis um Mitternacht.» – Wenn er nur verstehen könnte, was sie oben miteinander reden. Endlich kommt jemand. Es muss Henriette sein, die langsam die Treppe heruntersteigt. Sie erscheint in der Tür. Sie ist eine Frau gegen siebzig, mit einer sehr schmalen Stirn, weissen Haaren und einem farblosen Gesicht. Sie ist spindeldürr.

Henriette grüsst ihn mit einer Freundlichkeit, an die er nicht glaubt. Während sie vor ihm steht und über das Wetter redet, schnürt sich ihm langsam die Kehle zu. «Hat dir Johanna schon etwas gesagt?»

«Was – mein Lieber?»

«Eben – die Sache mit dem Geld.»

«Ach! das Geld. Mein Lieber, weisst du, das ist sehr schwierig. Ich weiss wirklich nicht, wo wir es hernehmen sollten. Wir haben nichts!»

«Nichts?» – Sie schüttelt traurig den Kopf. – «Aber ich glaubte doch, Johanna habe von ihrem Vater geerbt. Anton war doch ein reicher Mann.»

«Um Himmels Willen, mein Lieber!» sagt sie. «Das Erbe Johannas! Das arme Mädchen wird bald heiraten, und da braucht sie's doch. Übrigens ist es nicht so viel, wie die Leute immer sagen. Ein paar tausend Franken, was ist das schon? Sie feiern bald Hochzeit, und heiraten ist teuer, musst du wissen! Und was würde mein armer Anton sagen, wenn er sähe, dass wir sein mühsam erspartes Geld zum Fenster hinauswerfen?»

«Aber ihr werft es doch nicht zum Fenster hinaus! Ich würde es euch ganz sicher zurückzahlen, ich werde hart arbeiten, ganz sicher!»

Eine Weile sieht es aus, als überlegte sie. Dann wiederholt sie leise: «Nein, es ist unmöglich.»

Er ist aufgestanden: «Dann bitte ich um Entschuldigung. Eigentlich hätte ich es mir denken können, dass es für dich unmöglich ist; du kannst wirklich nichts geben.» Er schaut in ihr benommenes Gesicht. Sie sieht aus wie eine dünne Stoffpuppe. «Ich lasse Johanna grüssen.»

«Möchtest du mit uns zu Mittag essen?»

Er ist schon weg.

\*

Am folgenden Tag geht er zu Daniel Pitsch. Daniel ist wohlhabend, hat einen Stall voll schöner Rinder. Die Haustüre ist geschlossen. Doch dann bemerkt er Olga, drüben im Garten. Eben wollte sie sich hinter den Hühnerstall zurückziehen, aber er hat sie schon gesehen.

«Ist dein Mann zu Hause?» ruft er hinüber. Sie scheint nicht zu verstehen, wegen des Baches. Er ruft noch einmal: «Daniel – ist er hier?»

«Nein. Auf dem Hof.» – «Wie?» – «Auf dem Maiensäss.»

Er fragt sie, wann er heimkommen wird. Sie hebt die Schultern, sagt etwas, das er nicht versteht. Kasper macht sich auf den Weg zu den Maiensässen. Jetzt ist es halb elf, um Mittag wird er dort sein.

Daniel befindet sich mit seinen zwei Buben weit über den Wiesen, in einer Waldschneise. Ohne den Rauch ihres Feuers hätte Kasper sie wahrscheinlich gar nicht gefunden. Sie essen gerade. Durch das Geäst sehen sie einen Mann, der da den Wald heraufsteigt. Daniel schaut, unbeweglich.

«Guten Appetit», grüsst Kasper.

«Kasper? Auch hier oben. Gehst du ein bisschen spazieren, bei dem herrlichen Wetter?»

«Nein, nein. Ich wollte nur schauen, was ihr da oben treibt.» Eine Weile schweigt er, umherblickend, dann meint er: «Schönes Holz habt ihr da.»

Daniel überlegt, was er ihm antworten wird. Er isst ein Stück Huhn, hält es mit beiden Händen am Mund und dreht es herum; zuletzt wirft er den Knochen mit einem Zwicken der Finger von sich, nimmt die Weinflasche und trinkt. Kasper hebt ein Bein auf einen Baumstamm und bindet sich die Schuhnesteln fest. Er stützt einen Arm auf das Knie, blickt den Wald hinauf, mit einer Stirn voller Schweissperlen.

Endlich, als sich die Knaben entfernen: «Du weisst sicher, weshalb ich da bin. Ich wollte dich fragen, ob du mir helfen könntest . . . Wäre es dir nicht möglich, mir einige tausend Franken zu leihen?»

Daniel stochert sich mit einem Hölzchen an den Zähnen. «Tja, mein Lieber!» sagt er, «das ist so eine Sache. Gerade im Augenblick steht es mit meiner Kasse verdammt schlecht. Ich habe zwei Rinder notschlachten müssen, das war ein grosser Verlust. Letztes Jahr habe ich das neue Dach gebaut, das kostete ein Heidengeld, und ich hab's noch nicht bezahlt! Mein Ältester studiert an der Universität, will Arzt werden, da braucht's Schulgeld, Pensionsgeld, Zimmermiete, Versicherungen, Bücher; fast jeden Tag kommen Rechnungen.»

Kasper nickt und schweigt, dann meint er: «Ich würde dir das Geld selbstverständlich zurückzahlen, mit Zins und Zinseszins, und zwar so schnell wie möglich. Jetzt, da Vater tot ist, kann ich ja verdienen gehen.»

«Das glaub' ich dir ohne weiteres, Kasper, darum geht es ja nicht. Aber im Moment kann ich mit dem besten Willen nicht, so gern ich es täte.» Dann fragt er: «Könntest du nicht zu deiner Tante Henriette hinausgehen? Die ist doch sehr reich!»

«Bei der bin ich schon gewesen.»

«Und sie hat dir nichts gegeben?»

«Nein. Johanna hätte mir sofort geholfen, aber die Alte –.»

«Die hätte dir aber helfen können, sie hat ein Kapital auf der Bank. Aber sie ist immer geizig gewesen, die Hexe. Schade, dass Anton gestorben ist!»

«Ja, schade.»

Nach einem Schweigen ruft er seine Buben: «He, ihr Bengel! Nun heisst es wieder arbeiten!

Arbeit macht das Leben süss.» – Und zu Kasper gewandt, grosszügig: «Möchtest du einen Schluck Wein?»

«Danke, ich habe keinen Durst», sagt Kasper, obwohl ihm die Zunge am Gaumen klebt. Dann verabschiedet er sich.

Er nimmt die Abkürzung. Der Wald ist ausserordentlich steil, dazu schlüpfrig wegen der dünnen Tannennadeln am Boden. Kasper trägt ungenagelte Schuhe, regelrechte Schlittschuhe, mit diesen abgeschliffenen Ledersohlen. Er gleitet, schlittert, stürzt so den Berg hinunter. Hie und da muss er sich an den Zweigen halten. Einmal fällt er vornüber in einen Strauch und zerkratzt sich Hände und Gesicht.

Beim Abwärtsgehen ermüden die Knie viel schneller als beim Aufwärtssteigen. Als er die Talsohle erreicht, zittern ihm die Beine. Er nähert sich dem Fluss, setzt sich ans Ufer, zieht Schuhe und Strümpfe aus und badet die Füsse. Die Wellen schimmern an der Sonne, das Wasser ist eiskalt, trotz dem schönen Herbstwetter. Sein Bruder Domenik würde jetzt hier hineinspringen. Domenik badete oft in eiskaltem Wasser, originell wie er war. Einmal sprang er nackt aus dem Fenster in den Schnee, wälzte sich darin, kletterte den Baum herauf und kam ins Zimmer zurück, wiehernd vor Behagen. Kasper musste ihm den Körper mit einem Tuch abreiben, bis er krebsrot war. Die Blutzirkulation, das sei weitaus das Wichtigste im Leben, behauptete Domenik . . .

Das Wichtigste im Leben – die Frage kommt immer wieder, denkt Kasper, während er sich die Füsse mit dürrem Gras trocknet. «Ich wüsste schon, was jetzt das Wichtigste im Leben wäre! Zum Beispiel, ich fände Geld. Ich fände es einfach so, auf der Strasse, etwa die Brieftasche eines dicken Viehhändlers; das wäre für mich lebenswichtig. – Oder Jöri Nogler hat einen tödlichen Unfall, wird von einem Felsblock oder von einem Baumstamm erschlagen; oder der Zuchtstier reisst sich im Stall los, rennt ins Freie, gerade auf den Wirt zu; der macht sich davon, doch das Tier holt ihn mit ein paar Sprüngen ein, senkt den Kopf und drückt ihn an die Mauer. – Oder jemand bringt meine Tante

Henriette um, in ihrem eigenen Haus, zum Beispiel wenn sie allein ist, nachts . . . »

Während er dem Fluss entlang heimwärts geht, auf Sandflächen, an bräunlichen Erlen vorbei, denkt er wieder an Domenik. Wenn ich jetzt heimkommend ihn unverhofft da sitzen sähe, vor der Haustüre, auf mich wartend! Ich sehe ihn dort auf der Bank, mit seinen grauen Augen. Vielleicht raucht er eine Zigarette – ich brauche einige Sekunden, um zu verstehen, obwohl ich ihn sogleich erkenne . . .

Doch dann sieht Kasper das Haus. Es steht ganz allein auf der Anhöhe, mit seinem Mauerwerk, dem dunklen Holz, mit dem schiefen Dach, das so in den Himmel ragt. Von hier kann er die Haustüre noch nicht sehen, doch er weiss genau, dass niemand dort sein wird, auch Domenik nicht. Auch kein Brief wird da sein. Überhaupt nichts.

Dies ist das Allerschlimmste: die Gewissheit, dass kein Wunder geschehen wird.

\*

Als er Tags darauf bei Jonas Troll anklopft, erscheint dessen Frau an einem Fenster. Sie sagt ihm, ihr Mann sei zur Kirche gegangen. Es war Kasper nicht einmal aufgefallen, dass heute Sonntag ist. «Gegen Mittag wird er zu Hause sein.» Sie schliesst das Fenster, bleibt aber dahinter stehen und schaut ihm nach, wie er über die leere Strasse dahinwandert.

Um halb zwölf erscheint er nochmals.

Wie er um den Rank kommt, sieht er das Dorf vor sich liegen, reglos unter einem bleigrauen Himmel. Von der Kirche herüber noch etwas Geläute; die Strassen sind gewischt, Wagen und Werkzeuge sind versorgt; aus den Küchen Geruch von Braten und Gerstensuppe.

Er sieht Jonas von weitem, sieht ihn mit Felix und Grass den Weg hinaufwandern. Jonas ist vielleicht der freigebigste von allen. Nicht sehr reich, aber menschlich. Wenn ich oben ankomme, sitzt er vielleicht noch vor der Haustüre und raucht die Pfeife, bis das Essen bereit ist. Wenn er allein ist, werde ich ihn gleich fragen. Am besten mit der Sache sogleich herausrücken. Nur keine langen Einleitungen. Einleitungen sind meistens überflüssig und ärgern einen nur. –

Doch als er um die Ecke kommt, sitzt niemand da; der Platz davor ist verlassen, weit und breit kein Mensch. Kasper muss fast lächeln – man macht sich vor ihm aus dem Staube, man hat Angst vor ihm wie vor einem Würgengel. Er versucht, den oberen Türflügel zu öffnen. Doch dann sieht er durch den Spalt, dass der Riegel vorgeschoben ist. Er betätigt ein wenig den metallenen Türschlegel; drinnen im Flur widerhallt es. Dann hört er das kurze Miauen einer Katze. Sonst regt sich nichts. Auch hier Geruch von Braten und Gerstensuppe.

\*

Ohne Johannas Brief wäre er kaum nochmals nach Salön gegangen. Johanna hat mit der alten Frau Flisch gesprochen, der Frau des Bäckers. Man weiss, dass diese etwas kindlich einfältige Frau die Güte in Person ist, eine Seele von Mensch. Nicht umsonst hat sie etwa zwanzig Patenkinder. Als sie Kasper die Türe öffnet, sieht dieser ihr bestürztes Gesicht. Dann nickt sie, macht ihm ein Zeichen, ihr zu folgen, sie führt ihn in die Stube – wobei es Kasper auffällt, dass sie beide fast auf den Fussspitzen gehen. Sie flüstert: «Ich werde nochmals mit meinem Mann sprechen. Gestern war er etwas schlecht gelaunt. Er erträgt den Föhn nicht, der Föhn macht ihn ganz verrückt.» – Die alte Frau steht klein und runzelig vor ihm, betrachtet ihn mit Riesenaugen, dann fasst sie seine Hände: «Du gleichst jetzt genau deinem Vater! Mir ist, als sähe ich ihn. Du bist nur etwas trauriger als er. Kannst du auch so gut tanzen? Das war ein Tänzer, Gott, ein himmlischer Tänzer! Und ein Spassmacher! Ich war ganz verliebt in ihn. Weissst du, dass wir beinahe geheiratet hätten?»

«Nein, das wusste ich nicht.»

«Setze dich hier, Kasper. Du setzt dich und wartest. Ich werde nochmals mit ihm reden. Du musst nur nicht erschrecken, wenn es Spektakel gibt. Mein Valentin ist oft ein bisschen föhnempfindlich; zudem widerhallt es in der Bäckerei sehr stark – es wird also nicht so schlimm sein.»

Kasper setzt sich und wartet. Er fragt sich, ob heute Föhn sei. Der Tisch ist zum Essen ge-

deckt: eine grosse Platte mit gedörrtem Fleisch, helles und dunkles Brot, Käse, Kuchen, ein Reispudding. Jedoch lange hat er nicht Zeit, diese Dinge zu betrachten und ihren Geschmack zu erwägen, weil draussen in der Bäckerei ein Mann laut zu fluchen und zu schreien beginnt: «Bist du wahnsinnig?» kreischt er; «würdest alles diesen Hungerleidern geben! Hab' ich dafür ein Leben lang geschuftet? Hol dich der Teufel mit deiner Nächstenliebe!» Jetzt sagt die Frau etwas, worauf er noch lauter bellt: «Du bist ja verrückt! Christentum! Zwanzigtausend Franken!» – Was er noch weiter sagt, kann man nicht verstehn, weil ein lautes blechernes Getöse seine Stimme übertönt, es ist als rollten Eimer und Kessel über den Boden hin.

Kasper macht sich davon. Im Flur steht die alte Frau, beide Hände an die Wangen gepresst. «Es ist leider nichts zu machen», flüstert sie; «er hat gesagt, es sei leider nicht möglich.»

«Ja, ich habe gehört. Ich bitte um Verzeihung. Herzlichen Dank.»

In der Gasse kommt er an einem Fensterchen der Backstube vorbei, in welchem soeben Valentins Gesicht erscheint, ein rosiges, zerknittertes Riesengesicht mit kleinen Äuglein, das Fenster fast ganz ausfüllend. Eine Sekunde glotzen sie einander an. – Er kommt auf den Platz hinaus, am Brunnen vorbei, wo er sich fragt, ob er Wasser trinken soll. Doch da ist gerade die Wirtschaft. Er geht hinein und bestellt ein Glas Bier. Drei Salöner, die in der Ecke sitzen, schweigen und blicken verstohlen zu ihm herüber; ihre Unterhaltung wird zum Gemurmel.

\*

Eines Abends erscheint Christian Lemm, der Stotterer. Er hat ihm eine Flasche Schnaps und ein Päckchen Tabak mitgebracht. Kasper erzählt. Sein Freund macht ihm den Vorschlag, zu ihm zu kommen. Er sagt, er könne bei ihm und seiner Mutter wohnen, er könne das kleine Zimmer neben der Küche haben, er könne auch bei ihnen essen, wenn er wolle. Kasper antwortet: «Du bist ein lieber Kerl, Christian, ich werde das nie vergessen. Aber du musst versteh'n, mir geht es nur darum, dass ich meine Hütte hier behalten kann. Hier habe ich mit den Eltern

gelebt, mit meinem Bruder Domenik . . . Wenn er eines Tages heimkommt, vielleicht als reicher Mann – man kann nie wissen.» Christian gibt ihm den Rat, nochmals mit dem Präsidenten zu reden. «Mit dem? Nein, mein Lieber, das werd' ich nicht tun! Der hat Jahre lang darauf gewartet, zugreifen zu können. Doch ich sage dir, er wird das Haus nicht haben, er wird es ganz sicher nicht haben!»

\*

Tage vergehen. Kasper gräbt seine Kartoffeln, rüstet Holz, mistet die Wiesen. Er macht auch einige Reparaturen an seinem Haus, empfindet dabei ein seltsames Behagen. Am Schluss holt er bei Beppo noch etwas Kalk und tüncht das Mauerwerk, dass es abends wie Schnee aus dem Dunkel leuchtet. Er liebt den Kalkgeruch. Einmal denkt er: Vielleicht war's nur eine Laune des Wirtes, vielleicht hat er die Sache schon halb vergessen.

Doch als er an einem Nachmittag heimkehrt, bietet sich ihm ein seltsames Schauspiel: Jöri Noglers geschecktes Pferd ist da an den Zaun gebunden und wiehert ihm frostig entgegen. Das Scheunentor offen; drinnen auf der Tenne ein mit Emd beladener Wagen.

Kasper bleibt stehen, fährt sich mit der Hand über die Stirn.

«Ach so!» murmelt er; «also doch!»

In der Scheune findet er die zwei Söhne des Wirtes, die das Emd mit der Gabel vom Wagen herunterwerfen. Er packt sie an den Beinen und reisst sie vom Fuder herunter. «Was macht ihr da, ihr Lümmel?» Sie sind ganz bleich. Die Türe, die von da in die Wohnung führt, ist offen, oben im Hausgang hört man Schritte. Er steigt die Treppe hinauf. Der Wirt hört ihn nicht; er steht im halbdunklen Flur, mit verschränkten Armen, die flache Mütze im Nacken; er betrachtet Mauern und Decke, dann nimmt er einen Meter aus der Tasche und schickt sich an, die Höhe des Raumes zu messen. Doch als unerwartet der Boden hinter ihm knarrt, fährt er blitzschnell herum.

«Wie hoch ist's?» fragt Kasper. Jöri starrt ihn an, grinst verlegen. «Ich wollte nur schnell etwas nachschauen . . .» – Eine Weile stehen sie voreinander in diesem Halbdunkel. Jöris Au-

genlid zittert. Kasper hat ein leichtes Schwindelgefühl, und zwar wegen eines Einfalls, wegen einer sehr spontanen Regung, die ihm auf entsetzliche Weise Luft verschafft. Er glaubt, mit diesem hageren Mann im Kreis herumzufliegen, das Blut donnert ihm in den Ohren. Jöri sagt: «Ich möchte dich warnen, rühr mich nicht an!»

«Wie?» fragt Kasper fast erstaunt, «hast du etwas gesagt?»

Er fasst den Wirt am Kragen und sagt leise: «Jetzt verschwindest du so schnell du kannst! Und zeige dich nicht mehr! Hörst du nicht gut?»

Da sich Jöri nicht regt, reisst er ihn das Treppchen hinunter, in die Scheune hinaus. Jöri wehrt sich, versucht sein Glück mit irgendeinem Kniff, den er einmal gelernt hat. Doch er tanzt nur so über die glatte Tenne, er erreicht den Ausgang, stolpert Kopf voran hinaus. Da fasst ihn Kasper noch einmal am Hals, hebt ihn in die Höhe, drückt ihn an die Mauer und hält ihn so fest. Er sieht dieses dunkelrote Gesicht vor sich, hört diese gepresste Stimme: «Lass mich los!» Kasper flüstert: «Wenn du noch einmal auftauchst, werd' ich dich zerdrücken wie eine Schmeissfliege!» Kasper sieht, dass Jöri blutet, dass er blau wird, doch er weiss nicht recht, was er tut und warum er ihn an diese Mauer presst. Er könnte ihn ganz sachte erwürgen, es ist wie ein mächtiger Trieb, — dazu dieses Getöse in den Ohren . . . Erst als einer der Knaben hinter ihm zu heulen beginnt, lässt er Jöri los. Später wird er noch oft dieses schwitzende Gesicht sehen, Jöris zuckende Bewegungen, mit denen er sich den Hals reibt. Kasper stösst den Wagen aus der Scheune, lässt ihn über die Rampe hinabrollen; dann nimmt er die zwei Heugabeln, die da am Boden liegen, schmeisst sie ins Freie und macht das Tor zu.

\*

Das Wunder, an das er nicht glaubte, scheint sich doch zu erfüllen. Johanna schreibt ihm, sie müsse wegen ihrer Aussteuer in die Stadt fahren, da werde sie auf die Bank gehen und von ihrem Büchlein das Geld abheben, das er braucht. «Henriette weiss natürlich nichts, und es darf kein Mensch etwas davon erfahren. Verstehst Du, kein Mensch! Deshalb kann ich Dir das Geld nicht mit der Post überweisen, ich

muss es Dir persönlich geben, an einem Ort, wo uns niemand sieht. Komm nächsten Mittwoch nachmittag nach Salön, warte im kleinen Wäldchen auf der Anhöhe. Ich werde Beeren lesen gehn und komme gegen drei Uhr dort vorbei. Gib acht, dass man Dich nicht sieht!»

Während der vier Tage bis zu diesem Mittwoch quält ihn die Ungeduld. Nachts kann er nicht schlafen, er steht auf, trinkt, raucht, zählt die Stunden. Am Mittwoch macht er sich auf den Weg. Er hat sich sonntäglich angezogen. Doch bald merkt er, dass das nicht geht. Auch könnte Johanna ihn falsch verstehen. Er kommt zurück, kleidet sich um und geht wieder.

Um zwei Uhr ist er dort. Natürlich viel zu früh. Er sitzt auf der Anhöhe unweit des Weges, unter einer Tanne mit tief hängenden Ästen. Er wartet. Johanna wird auf keinen Fall vor der vereinbarten Zeit hier sein. Eine Frau kommt nie zu früh.

Genau genommen weiss er schon jetzt, dass sie überhaupt nicht kommen wird. Natürlich kann man nie wissen, um so mehr man sich auf Johanna unbedingt verlassen kann — das ist es ja auch, was sie zu etwas Besonderem macht. Sie ist seine einzige Hoffnung, aber er weiss, dass sie nicht kommen wird; er weiss nicht, warum er das weiss.

Auf dem schmalen Fussweg kommt niemand vorbei. Da unten, weit und verlassen, dehnt sich das braune Feld hin. Nur irgendwo eine Bäuerin auf einem Acker. Während er hier wartet und wartet, fragt er sich, wie einem zumute sein mag, wenn man einmal zwanzigtausend Franken in der Hand hält. Er schaut zum Dorf hinüber, stellt sich vor, wie jetzt dort eine Frau erscheint, das Dorf verlässt, auf dem Flurweg daherkommt . . . Einmal erscheint tatsächlich eine Frau, doch er sieht schon von weitem, dass es nicht Johanna ist. Johanna würde er sogar als winzigen Punkt erkennen.

Von Zeit zu Zeit schaut er auf die Uhr. Um drei hätte sie hier sein sollen, und es geht schon gegen vier. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, dass sie aufgehalten worden ist. Verspäten kann sich schliesslich jeder. Wenn zum Beispiel der Bräutigam zur Tür hereinkommt, wird sie ihm kaum sagen, sie habe jetzt keine Zeit, sie müsse

in den Wald gehen. Vielleicht ist sonst etwas passiert, vielleicht ist Henriette erkrankt. Doch nein, Henriette wird nie krank, die ist unverwundlich. — Johanna wird nicht kommen, weil sie das Geld nicht hat, oder weil sie es ihm nicht geben kann. Das Geld . . . Es wird für ihn zu einer dunklen Gottheit, von der man immer redet und die man nie sieht, nie erreicht, nie erfährt.

Trotzdem wartet er, bis es dunkel ist und am Himmel die Sterne flackern.

Als er nach Hause kommt, erfährt er, weshalb er umsonst gewartet hat. Er findet einen Brief von Johanna. Sie schreibt: «Ich hoffe, Du erhältst diesen Brief bevor Du Dich auf den Weg machst, um von mir das Geld zu empfangen, das ich Dir nicht geben kann. Ich bitte Dich um Verzeihung, dass ich Dir unnötige Hoffnungen bereitet habe. Leider hat Henriette meine Absicht erfahren. Ich will Dir nicht Dinge erklären, die Du vielleicht nicht verstehen kannst. Doch das Unglück will (ich war dumm genug, dies vorher nicht begriffen zu haben), dass ich ohne ihr Einverständnis nichts machen kann. Ich habe sie angefleht, doch es ist bei ihr nichts zu machen . . .»

Kasper hat seit dem Morgen nichts gegessen, jetzt spürt er einen Riesen Hunger. Er bereitet sich Kaffee, wärmt Kartoffeln und Fleischreste. Während er isst und trinkt, fühlt er sich beinahe glücklich.

\*

Er geht kaum mehr ins Dorf, obwohl er allerlei kaufen sollte — Zucker, Mehl, Salz für die Ziegen. Die Tiere lecken immer an der getünchten Hausmauer. Er weicht den Leuten aus. Oft versteckt er sich, wenn er jemanden daherkommen sieht.

An einem Samstagnachmittag sitzt er lange auf der Anhöhe über dem Haus. Die Sonne scheint noch warm, obwohl es Ende Oktober ist. Der Himmel dehnt sich blau über den Höhen, der Tannenwald ist durchsetzt mit gelben Lärchen, die Berge, rostfarbig, stehen da, ganz nahe, ganz still. Am jenseitigen Talhang weiden Tiere, man hört das vage Getön von Schellen, hie und da ein gedehntes Muhen. Über eine Bodenwelle hinweg sieht er die Dächer des Dorfes, darüber ein paar bläuliche Rauchfahnen.

Hat er all dies, hat er sein Leben je so geliebt?

Heute abend werde ich hineingehen, denkt er. Heute abend tanzen sie im «Sternen». Er selber wird nicht tanzen, wegen seines Vaters. Aber wenigstens zuschauen. Er will sehen, was sie für Gesichter machen, wenn er auftaucht. Er hat es satt, nur mit sich selber und mit den Ziegen zu reden. Merkwürdig, wenn einem die Leute davonlaufen; wenn man sich selber vor ihnen versteckt. Rudolf Krüger, der Schwätzer, hat ihn gefragt, ob er schon bei den Hirten wohne. Und Hermine Troll erkundigt sich, ob er ihr dann den grossen Nussbaumschrank verkauft, den er in der Stube hat. «Du ziehst doch aus», sagte sie, «das Haus gehört jetzt dem Wirt.»

Kasper betrachtet lange sein Haus. Die Mauern sind alt, er hat die Risse nicht ganz übertünchen können. Die Schindeln des Daches sind da und dort verschoben, gespalten, und so dürr, dass ein einziger Funke genügen würde, um sie in ein prasselndes Feuer zu verwandeln.

Als er am Abend ins Gasthaus geht, denkt er an den Wirt, der ihn vielleicht mit Hilfe seiner Anhänger hinausschmeisst. Und als er die ersten Töne der Tanzmusik hört, denkt er an seinen Vater. Doch schliesslich hat sein Vater einen guten Teil seines Lebens in eben diesem Hause verbracht. Er nähert sich einigen Burschen, die rauchend an der Saaltüre stehen. Einer klopft ihm auf die Schulter: «Sieht man dich auch wieder einmal?» Einer bietet ihm eine Zigarette an.

Der kleine Saal ist überfüllt. Er sieht das Gewühl der sich drehenden Köpfe und Schultern. Auf der Bank bei den Fenstern wie immer die älteren Frauen, die gerne zusehen. Die Musikanten auf ihrem Podest. Die Wände mit Plakaten geschmückt — ein blauer Himmel, darin eine gelbe Sonne, ein Chalet und ein Käse am Rande eines idyllischen Gletschers; ein Alpinist, der mit Bally-Schuhen über Bergketten hinwegschreitet.

Er bleibt im halbdunklen Gang, bei einigen Knechten und Hirten. Er bestellt Wein und schenkt auch ihnen die Gläser wieder voll. Er sitzt bei der Treppe, so dass die Leute, die vom Flur heraufsteigen, gerade an ihm vorbeikommen. Die Bauern sitzen noch unten in der qual-



migen Wirtschaft, man sieht ihre Gesichter, hört sie lachen.

Eigentlich ist er erstaunt; alle grüssen ihn. Sie scheinen zwar etwas überrascht, doch sie grüssen. Eine ältere Frau schüttelt ihm sogar die Hand, fragt ihn wie es gehe, redet voller Teilnahme mit ihm; er ist etwas verwirrt und weiss am Ende nicht, ob sie von seinem Vater oder von seinem Haus gesprochen hat.

Was er am allerwenigsten erwartet hätte: heute abend noch einmal Johanna zu begegnen. Unverhofft sieht er sie mit ihrem Bräutigam die Treppe heraufsteigen; er sieht dieses Gesicht, ganz nahe, hinter den Stäben des Geländers, auf das er den Arm stützt. Es versetzt ihm einen leichten Schlag, der Atem scheint zu stocken. Er lehnt sich zurück. Plaudernd, Arm in Arm gehen sie an ihm vorbei, stehen dort an der Türe und schauen in den Saal. Johanna trägt ein weinrotes Kleid, einen schwarzen Schal, der ihre nackten Arme halb verdeckt. Er erinnert sich dieser braunen Arme, an diese Wangen, an dieses Lachen. Jetzt, da er sie an der Seite ihres Bräutigams sieht, in diesem dunkelroten Kleid, scheint es ihm fast unwahrscheinlich, dass er sie einmal umarmt und geküsst hat. Der Duft des Bergheues erfüllt ihn seit jenem Tag mit Heim-

weh. — Jetzt gehen sie in den Saal und tanzen.

Kasper raucht ununterbrochen, er trinkt ein Glas Wein nach dem andern. Nach und nach versinkt er in einem warmen Dusel. Er glaubt zu schweben; die Gesichter, die Gesellen hier neben ihm und die Tanzenden, das sieht er wie durch einen Nebel; Stimmen, Rufe und Lachen sind ferner gerückt, die Tanzmusik tönt wie aus der Ferne.

Einmal schaut er auf die Uhr und kann fast nicht glauben, dass es schon halb zwölf ist. Um Mitternacht gibt es ein gemeinsames Essen; einige Leute tragen Tische und Bänke in den Saal. Der Flur ist schon voll Dampf, ein Geruch von Würsten und Sauerkraut erfüllt das Haus. Kasper steht auf, um unauffällig zu verschwinden. Doch zwei Burschen halten ihn auf: «Du willst hoffentlich nicht abhauen? Jetzt kommst du mit uns hinein und frisstest deine Wurst wie alle andern!»

Er geht mit ihnen hinein. Während des Essens plaudern sie mit ihm. Christian Lemm ist endlich aufgetaucht und hat sich ganz in der Nähe gesetzt. Dann bemerkt ihn auch Johanna. Sie winkt ihm zu, ruft herüber: «Wie geht's? Gut?» — Kasper nickt. Sie fragt: «Wirst du dann ein-

mal mit mir tanzen?» Später sieht er, dass sie immer wieder zu ihm herüberschaut.

Die Männer, die bisher Karten gespielt haben, erscheinen nun auch, etwas angeheitert. «Da ist er ja!» sagen sie. «Nachher machst du mit uns einen Jass!» Jemand klopft ihm auf die Schulter.

«Ich hätte nicht geglaubt», denkt er, «dass es einen so schönen Abend geben würde.» Es ist ihm schon lange nicht mehr so wohl gewesen.

Doch einmal, da er nach dem Eingang hinüberschaut, sieht er den Wirt dort stehen, hager, bleich, unbeweglich wie ein Totenwächter. Ihre Blicke begegnen sich. Zu seinem Erstaunen sieht Kasper, dass ihm Jöri leicht zunickt. Er schaut in den Teller und isst, dann trinkt er ein volles Glas Wein. Später, als die Mahlzeit zu Ende geht und schon der Kaffee gebracht wird, steht der Wirt auf einmal neben ihm. Kasper dreht sich etwas herum, während ihm das Blut ins Gesicht strömt.

«Könntest du vielleicht einen Augenblick herunterkommen?» fragt Jöri, und zwar in einem Ton, als wäre nie etwas geschehen. Als sie zusammen den Saal verlassen, schweigen alle. «Ich glaube, es ist Zeit, dass wir uns wieder ein bisschen aussöhnen», sagt der Wirt. Er führt ihn in eine kleine Stube, wo schon einige Männer sitzen. Man bietet ihm einen Stuhl.

«Hier», sagt Jöri, ihm ein beschriebenes Blatt vorlegend, «dies solltest du unterschreiben, dann herrscht wieder Friede zwischen uns . . . Ich gebe dir heute die Hälfte der Summe, und du unterschreibst hier dieses Papier. Morgen komme ich mit dem Notar zu dir hinaus, und dann bekommst du noch den Rest. Der Notar weiss schon Bescheid, ich habe ihn bestellt. Dann werden wir zu dritt die Sache erledigen, in aller Ruhe.»

Kasper liest das Blatt, das man ihm vorgelegt hat, das heisst er versucht zu lesen. Doch er sieht rein nichts, Buchstaben und Zahlen tanzen ihm vor den Augen. Er fragt heiser: «Dies sollte ich unterschreiben?»

«Eine kleine Unterschrift», sagt Jöri; «was liegt dir daran? Du hast doch schreiben gelernt! Du musst versteh'n, wenn ich dir all das Geld hier gebe, brauche ich deine Unterschrift, dass

du es bekommen hast. Aber es ist ja eine reine Formalität.»

Dann öffnet er eine Schublade, nimmt eine Handvoll Banknoten heraus und beginnt, sie vor Kasper auf dem Tisch zu zählen. Zuletzt sagt er: «Eine hübsche Summe nicht? Hättest wohl nicht gedacht, dass es so viel sei?» Und indem er ihm den Arm fasst: «Für deinen Vater habe ich keinen Fünfer abgezogen! Rein nichts!» Und zu den andern gewandt, gütig: «Der gute Josef, er trank sein Gläschen gern, aber im Grunde war er ein lieber Kerl. Wenn ich ihn da sitzen sah, war ich oft ganz gerührt.»

Er rafft die Banknoten zusammen und steckt sie Kasper in die Seitentasche. «So! Nimm es!» sagt er. «Mach was du willst. Du musst natürlich selber wissen was du tust.»

Nach einem Schweigen meint einer der Männer, halblaut, wie ein Freund: «Also, – ich weiss nicht, was du noch überlegst, mein Lieber.»

Die Sache ist die, dass Kasper nicht mehr überlegen kann. Er kann den einfachsten Gedanken nicht festhalten, weil sich alles herumdreht, weil's ihm vor den Augen flimmert. Und ohne zu wissen was er tut, ergreift er die Feder und schreibt seinen Namen, während um ihn lautlose Stille herrscht.

«So!» sagt der Wirt, «jetzt ist die Sache in Ordnung.»

Das Blatt ist im selben Augenblick verschwunden. Er sieht nur mehr diese Gesichter, die ihn anschauen. Als er eine Weile später allein (die andern sind in dem kleinen Zimmer zurückgeblieben) durch den Flur geht, wanken ihm die Beine. Oben rauscht wieder der Ball, die Klarinette quirlt, die Trompete schmettert, man hört einzelne Jauchzer. Kasper steht zuunterst an der Treppe, hält sich am Geländer. Er denkt: «Ich habe zu viel getrunken.» Er steigt ein paar Stufen hinauf, bleibt stehen und überlegt. Er erinnert sich, dass Johanna noch mit ihm tanzen wollte. Er hat schon lange nicht mehr getanzt – und vielleicht wäre es auch die letzte Gelegenheit. Doch dann kommt er langsam wieder herunter, geht durch den geräumigen Flur. Die Bretter des Bodens sind sehr alt und uneben, überall ausgetreten; es ist ihm, als könnte man

stolpern und hinfallen. Als er ins Freie gelangt, schlägt ihm die kühle Nacht entgegen.

Eine Weile schaut er vor sich hin. In einer Ecke bemerkt er einen Mann, der mit gespreizten Beinen an die Mauer pisst, sich dann langsam umdreht und ins Licht tritt, – Christian Lemm. Er nähert sich ihm etwas beduselt. Doch dann schaut er Kasper ins Gesicht und fragt erstaunt:

«Herrgott! Du, was ist denn mit dir los?»

«Ich habe unterschrieben . . . Ich habe soeben mein Haus verkauft, – morgen kommt er mit dem Notar.»

Christian glotzt ihn an. Dann sagt er, ohne zu stottern: «Bist du wahnsinnig?»

«Ja, – wahrscheinlich bin ich wahnsinnig.»

Eine Weile schauen sie sich ins Gesicht. Plötzlich kommt Kasper etwas in den Sinn; er geht mit der Hand in die Tasche, zieht eine Banknote hervor und gibt sie seinem Freund, ohne sie angeschaut zu haben: «Hier, mein Lieber», sagt er, «sei so gut und nimm das . . . ich habe nämlich vergessen, meine Zeche zu bezahlen.» Dann dreht er sich um und geht eilig davon, ohne zu grüssen. Christian, mit der grossen Banknote ratlos dastehend, ruft ihm nach: «He! Kasper! So warte doch! Was soll ich mit all dem Geld da machen?»

Er bekommt keine Antwort.

\*

Das Dorf ist still. Bei den letzten Häusern begegnet er jemandem, der ihm nachschaut. Dann wandert er über dunkles Feld, erreicht seine Mulde, steigt ein Stück weit den Pfad hinauf. Oben sieht er jetzt das Haus. Es steht silhouettenhaft am Horizont; eines der Fenster schimmert unter dem Nachthimmel, der Brunnen plätschert. Sonst Stille.

Er steht da und schaut. Einen Augenblick scheint er unentschlossen, ob er sein Haus noch betreten darf. Dann aber dreht er sich um, steigt wieder herunter und wandert talauswärts.

Der Gedanke ist ihm ganz plötzlich gekommen. Er denkt an Henriette, die jetzt allein zu Hause sein muss . . . Ist er sich darüber im klaren, was er vorhat? Doch es treibt ihn dahin, am liebsten wäre er schon dort.

Einmal vernimmt er Pferdegeschell, ein Gefährt holt ihn ein. Er versteckt sich und lässt es vorbeifahren. Der Schein der Wagenlaterne ist zu schwach, als dass er die zwei Personen auf dem Sitz erkennen könnte.

In einer halben Stunde ist er in Salön, das von den paar Laternen nur spärlich beleuchtet ist. An den Fenstern kein Licht; auch Henriettes Haus ist dunkel. Es ist Viertel nach zwei. Dass Henriette die Haustüre nicht verschlossen hat, müsste ihm seltsam vorkommen, wenn er in dieser Nacht nicht von Sinnen wäre. Er blickt hinauf, dann tritt er ein, sucht das Treppengeländer und tastet sich langsam in die Höhe. Einmal knarrt ein Brett; er bleibt stehen – es ist ihm, als widerhülle das ganze Haus.

Oben sieht er Licht im Türspalt. Er fährt sich mit der Hand über sein schwitzendes Gesicht, wartet einen Augenblick, dann fasst er die Klinke und drückt sie langsam nieder. Die Tür ist verschlossen.

Doch nun vernimmt er Schritte, das Rascheln eines Kleides. Jemand steht hinter der Türe und horcht. Ihm ist, als müsste man das irrsinnige Poltern seiner Brust hören. Er klopft leicht mit einem Finger. Der Schlüssel wird herumgedreht, die Tür geht auf, Licht dringt heraus. –

Es wäre ihm nicht im Traum eingefallen, dass Johanna schon hier sein könnte. Sie starren einander an, beide so verblüfft, dass ihnen die Sprache wegbleibt. Später wird er sich erinnern, wie sie mit beiden Händen zum Gesicht fuhr; wie er dann die Treppe hinunterstürzte, im Dunkeln stolperte und mit der Stirne gegen die Haustüre fiel; seine leichte Betäubung, die Schritte hinter ihm her, Johannas Stimme, die seinen Namen ruft.

\*

Er hat sich im Dunkeln auf die Ofenbank hingelegt, ohne die Kleider auszuziehen. Bald schlummert er ein, fällt in einen wirren Schlaf, aus dem er immer wieder auffährt. Er hört Tanzmusik – ein gedämpftes Ländlergerön, unaufhörlich draufloskapriolierend. Dann braust es auf einmal wie ein Strom auf ihn zu. Nachher vernimmt er ein rhythmisches Geklingel, sieht im Dunklen ein Pferd, das auf ihn zutrabt. Einmal fährt er erschrocken in die Höhe, weil er da

draussen Schritte vernommen hat. Er springt auf, öffnet die Türe und ruft: «Hallo! Ist jemand da? Wer ist da? Bist du es, Domenik?»

Erst jetzt zündet er das Licht an. Er ist nun völlig wach, und so nüchtern, wie er noch nie im Leben gewesen ist. Er blickt sich um. Da steht der Ofen mit seinem Riss, der Nussbaumschrank. Die Bilder seiner Eltern – die Mutter etwas ernst, der Vater fast feierlich, mit dem Schnurrbart eines Ehrenmannes. Natürlich betrachtet er diese Bilder nicht, er sieht sie einfach. Er reibt sich etwas die Stirne, befühlt sich die Wunde. Dann setzt er sich. Zufällig berührt er dabei die gebauschte Aussentasche seiner Jacke; er hatte das Geld völlig vergessen, er wird es auch nicht nachzählen.

Als es einmal in der Ferne vom Turm schlägt, schaut er auf die Wanduhr, bemerkt erst jetzt, dass sie stehen geblieben ist. Er geht hinüber, um sie aufzuziehen, nimmt den Schlüssel, dreht ihn einmal herum. Doch da hält er auf einmal inne und überlegt. Er schaut dabei irgendwohin, durch die Wände, mit einem geweiteten, von einer plötzlichen Eingebung seltsam belebten Gesicht. Dann steckt er langsam die Hände in die Hosentaschen, lehnt den Kopf zurück und beginnt vor sich hin zu pfeifen. So bleibt er eine Weile; doch dann kommt Bewegung in ihn. Er macht ein paar Schritte, öffnet Schubladen und Kasten, eilt zur Türe hinaus, ins Schlafzimmer hinauf. Bald erscheint er mit seinen Werktagskleidern, zieht sich rasch um. In der Küche nimmt er einen Rucksack, steckt Brot und Käse hinein, die Flasche Schnaps, die ihm Christian gebracht hatte. Dann ist er unten im Stall, wo er die Ziegen loskettet, die Schafe aus dem Verschlag lässt. Sie begreifen nicht, was er um diese Stunde will; auch die Hühner wollen nicht hinaus.

«Wartet nur», sagt er, «es wird bald heller werden!»

Hierauf macht er sich in der Scheune zu schaffen, mit Holz, Stroh, Reisigbündeln. Er kommt wieder in die Stube zurück, blickt sich um, als hätte er etwas vergessen. Er nimmt seinen grauen Sonntagsanzug, betrachtet ihn eine Weile wie abwesend, dann hängt er ihn (auch wenn's nicht mehr drauf ankommt) in den Ka-

sten. Einige Sekunden scheint er zu überlegen. Wie er zufällig in den Spiegel schaut, sieht er einen Mann mit einem formlosen Filz, mit einer Schramme an der Stirn und mit überwachen Augen.

Doch nun ist es Zeit, dass er sich davonmacht, denn das Haus ist schon voll eines merkwürdigen Geräusches. Er öffnet Fenster und Türen und läuft ins Freie. Es ist noch dunkle Nacht, am Himmel sieht man noch Sterne. Da oben der Wald, der Wind in den Bäumen. Kasper wartet. Er hält seinen Rucksack in der Hand, stützt sich mit der Brust auf die spitzen Stäbe des Gartenzauns. Jetzt brennt's . . .

Man sieht zwischen die Balken hinein, Heustall und Estrich sind von einem flackernden Licht beleuchtet. Die Flammen züngeln durch die Spalten heraus, belecken das runde Blockholz. Man hört das Summen von Wespen, das Zwitschern von Vögeln, dann ein eigenartiges Wimmern – man weiss nicht, sind es brennende Halme oder sind es Mäuse. Bald steht das ganze Haus in Flammen. Endlich machen sich die Ziegen und Schafe davon, dann die Hühner.

Einmal ergreift ihn die Panik. Wie kann man solche Flammen löschen? Er ist ganz allein. Wenn Domenik heimkommt und nur mehr das schwarze Gemäuer findet . . . Einen Augenblick könnte er laut schreien.

Irgendwo kracht es; der Firstbalken muss gebrochen sein, denn der eine Dachflügel stürzt zusammen, und dabei wirft sich, wie bei einem Erbrechen, ein mächtiger Funkenschwall aus dem Innern hervor und wirbelt in die Höhe. Kasper hebt den Kopf und schaut. Er murmelt: «Herrgott – wie das brennt, wie das brennt!» Der Wind hat nun offene Türen; man hört ihn, wie er hier einkehrt, in diesem beleuchteten Haus, – der Wind, wie ein jugendlicher Eroberer, der zum Tanz kommt.

Man kann jetzt in die Scheune sehen; der kompakte Heustock gleicht einem glimmenden Riesenofen. Die Sensen leuchten violett. Ein Bündel Säcke und Blachen erzeugen einen dichten Rauch, wie wenn man Tannenreisig verbrennt. Die Bretterwand, die den Estrich von der Wohnung trennte, fällt herunter und man sieht das Schlafzimmer: das Tischchen in der

Mitte, das Bett, in dem man schlief; die kleine Truhe mit der Jahreszahl 1704, die seine Mutter so liebte, weil die sovielen Geschlechter überdauert hatte und nun noch älter war als Napoleon. Nun sind die Flammen auch im Hausflur, nun werden sie gleich in die Stube dringen. Hermine, hole schnell den Nussbaumschrank – aber du musst dich sehr beeilen! Und du, Jöri Nogler, hole rasch die Geldscheine, die du mir in die Tasche stecktest!

In der Küche ein mächtiger Knall, dann gleich noch einer. Wahrscheinlich die zwei Petroleumkannen, die explodiert sind. – Einmal starrt er wie fasziniert: der ganze Scheunenboden versinkt mit dem glühenden Heustock ganz langsam in den Stall. – Oh, Flammen, wie ihr die Dinge liebt! Wie ihr alles in eure mächtige Umarmung nehmt!

Noch einen Augenblick kann er die Stube sehen, wo man die Winterabende verbrachte, in einem Dunst von Pfeifenrauch; den Flur, dessen Kühle er liebte, wenn er im Sommer vom Feld heimkam; das Bett, in das er am Abend von Erntetagen müde hineinsank, glücklich in der Ermattung seines Körpers und in den Gedanken, die ihm dabei kamen.

Erst jetzt schaut er sich um. Der Schein des Feuers reicht bis zum Wald hinauf. Die Bäume werfen riesige Schatten an die Felswände – es sieht aus wie ein dahinziehendes Geistervolk. Vom Dorf heraus müsste man es sehen. Die Leute scheinen gut zu schlafen . . . Oder tanzen sie noch immer? Merkwürdig das Geräusch der Schindeln, wenn sie brennen: sie schwellen empor und fliegen dann mit einem leichten Platzen in die Höhe. Einzelne werden von der warmen Luft weit davongetragen. Der Traubenkirschbaum, dessen Äste die Hausmauer berühren, flackert hie und da ein wenig, als machte er bei diesem Fest so halbwegs mit. Jedenfalls wirst du keine weissen Blüten mehr bekommen, – im nächsten Frühling wirst du schwarz und nackt bleiben.

Nach und nach legt sich die Wut des Feuers. Das zusammengestürzte Holz brennt etwas ruhiger. Es ist auch nicht mehr so hell ringsherum, die Felswände da oben sind wieder dunkel.

Er hat sich auf den Boden gesetzt, stützt den Kopf auf die Arme und schaut in die knisternde Glut. Er hat ein ganz warmes, prickelndes Gesicht. Wenn ein Windhauch naht, trifft ihn der Geruch von Asche und verbranntem Heu.

Als er einmal talabwärts schaut, sieht er über dem Gebirgskamm im Osten einen ganz schwachen Schimmer, der unmerklich in den Himmel steigt. Er steht auf, nimmt seinen Rucksack und macht sich auf den Weg. Er schreitet rasch den Berg hinan, bald über Steine, bald über Löcher stolpernd. Er tastet sich an den Felsen entlang. Er hält sich an den Legföhren, klettert einen steilen Hang empor, der ihm unendlich vor kommt. Von der Höhe herab sieht er das Feuer als roten Fleck auf der dunklen Talsohle. Der Brandgeruch begleitet ihn noch lange, verliert sich zeitweilig, holt ihn wieder ein.

Als er nach einer guten Stunde die Alp erreicht, klebt ihm das Hemd am Leibe. Er tritt auf den Rand der Felsen hinaus, die steil in die Tiefe fallen. Im dämmernden Tal sieht er schon den Bach, der sich dahinschlängelt; drüben am Hang das dunkle Genist des Dorfes, die Häuser eng beieinander wie eine kleine Herde. Und gerade unter ihm, in einer von Bäumen begrenzten Einsenkung, sein abgebranntes Haus: ein schwarzes und rötliches Häufchen, von dem noch ein bisschen Rauch emporsteigt.

Nun tagt es. Das Tal ist noch still, doch der Himmel füllt sich mit gelblichem Licht. Vom Wald herüber etwas Vogelgezwitscher. Und dann kräht weit unten der erste Hahn. Man vernimmt auch ein Horn, – kaum dasjenige der Feuerwehr, dieses hier tönt etwas matt, dumpf, – es ist Franz, der seine Ziegen sammelt, wie jeden Morgen.

Kasper dreht sich um und geht weiter, hinauf gegen den Bergpass. Er schreitet rasch dahin. Müdigkeit empfindet er keine, das Gehen ist wie eine Erlösung. Seine Mutter, die oft wiederholte: «Einmal müssen wir alle erlöst werden.» Er hat völlig vergessen, die paar Fotografien mitzunehmen, die es nun nicht mehr gibt.

Gestalten kommen und geh'n, wandern stumm neben ihm her: sein Vater, dessen Schuld nun bezahlt ist, der Wirt mit seinem nervösen Auge; dann sein Freund Christian Lemm; dann

Johanna in ihrem roten Kleid, Johanna, die noch mit ihm tanzen wollte; und der arme Schatten seines Bruders Domenik, auf den er umsonst gewartet hat.

Die Matten dehnen sich endlos hin. Da oben verschlingt dich die Weite, du bist darin nur

mehr ein kleiner Punkt. Der gefrorene Boden tönt unter seinen Schritten, die Höhen nähern sich mit einem frostigen Hauch. Am kältesten ist es immer, bevor die Sonne erscheint. Doch auf einmal ist sie da. Dann sieht er seinen langen Schatten, der mit ihm wandert.

---

## Möchten Sie Ihr Heim gediegen ausstatten?



Unsere in rein **handwerklicher Arbeit** hergestellten Artikel eignen sich vorzüglich dazu.

- Tisch- und Couchdecken (Wolle)
- Tischdecken und Servietten (Leinen und Halbleinen)
- Stuhl- und Eckbankkissen
- Vorhänge – Teppiche
- Kissen – Möbelläufer usw.

Alles auch in **Extra-Größen**

**Verlangen Sie eine unverbindliche Auswahl  
oder unseren Prospekt.**

Wir stellen auch an der HIGA aus.

---

**EMMENTHALER HANDWEBEREI** 3532 Zäziwil, Tel. 031/91 04 08